

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 29. Januar 1895.

Seitener Druckerei: Berlin, G. Grünstraße 8.

Telegramme.

Berlin, 29. Januar. Montag Nachmittag wurde in der Jungfernhöhe ein Mann von dem am neuen Laboratorium aufgestellten Wasserposten erschossen. Der Mann machte sich an dem Fenster eines in der Nähe stehenden Schuppen zu fassen und ergiff, vom Posten zur Wehr gestellt, unter höhnlichen Worten die Flucht. Der Posten und eine Patrouille verfolgten ihn und forderten ihn mehrfach vergeblich zum Stehen auf. Endlich gab er Selbst auf Schüsse ab, die den Mann sofort tödteten. Der Getödtete heißt Friedrich Müller, ist Soldat gewesen und gehört hauptsächlich dem Arbeiterstande an.

Wien, 29. Januar. Die Landtagsberatung im 10. k. k. Reichstagsgebäude hat heute am 29. Januar stattgefunden.

Wien, 29. Januar. Der ehemalige Reichsgraf Graf Paul von Sodenbroch soll sich, der 'Neuer Zeitung' zufolge, mit der Tochter des Professors Garmad in Berlin verlobt haben.

Trier, 29. Januar. Durch Beschaffung von 25 Wagen eines Güterzuges bei Saarbrücken sind 12 Wagen zurückgeblieben. Ein Beamter ist getödtet.

Leipzig, 29. Januar. Der Lebensgefährliche in den Folgen der Infuenza erkrankt gewesene Gehnig Thierisch befindet sich auf dem Wege der Besserung.

Wien, 29. Januar. Mit ziemlicher Bestimmtheit wird hier in eingeweihten Kreisen behauptet, Fürst Bobanow, der präsumtive Berliner Vizekönig, werde der Nachfolger des Herrn v. Giers sein.

Wien, 29. Januar. Wie die 'Politische Correspondenz' mitteilt, sind alle Meinungen über die Wiederbesetzung des russischen Vizekonsulats in Wien unruhig und verstimmt, indem in Folge der öffentlichen Verkündung von Giers in der letzten Woche in der Beförderung dieser Frage eine Störung eintrat, doch auch bisher keine definitiven Anträge in Ansehung der Wiederbesetzung des am 29. nicht erledigten Vizekonsulats gestellt wurden.

Wien, 29. Januar. Wie das 'Freundenblatt' meldet, ist der österreichische Landtag durch italienischen Einfluß aufgelöst und Neuwahlen sind angedeutet worden. - Das 'Freundenblatt' führt den Einfluß auf die Vorgänge im österreichischen Landtag zurück, was die italienische Majorität durch Einführung der italienischen Sprache als alleinige Verhandlungssprache, sowie durch die Bestimmung, daß Anträge, Interpellationen aus Italienisch gestellt werden dürfen, die häufige Revolverung in ihren Rechten durch eventuelle damit aus dem parlamentarischen Leben hinausdrängen, wolle.

Paris, 29. Januar. Wie verlautet, hat General Jamont das Kriegs-Portefeuille unter dem Hinweis auf seine Unbekanntschaft mit dem Parlament, sowie auf den Umstand hin abgelehnt, daß er im Kriegsfall als Nachfolger von Galliffre die Disposition zu kommandieren habe. - Einem in letzter Stunde zugewandenen Telegramm zufolge hat General Burlin den Portefeuille des Kriegs erhalten.

Paris, 29. Januar. Marschall Canrobert ist gestorben. François Certain de Canrobert, Marschall von Frankreich, geboren am 27. Juni 1809 zu St. Geris in der Auvergne, trat 1826 in die Militärkarriere von St. Cyr und 1828 als Unterleutnant in die Armee, kam 1835 als Freiwilliger nach Afrika und wurde dort gegen 1840 Oberst. Bei dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 leitete er als Adjutant Napoleons die militärischen Maßregeln in der Hauptstadt und wurde zum Divisionenbefehlshaber. 1854 bis 1855 leitete er die Belagerung von Sevastopol, befehligte das 2. 1870 das 6. Armeekorps und wurde bei der Uebergabe von Metz gefangen. Seit Abbruch des Bismarckianertrages von Versailles leitete Canrobert nach Frankreich zurück und nahm an der Reorganisation des französischen Heeres Anteil. Später wurde er Mitglied des oberen Kriegsrates, leitete aber diese Stelle im Juni 1873 nieder. In den Verhandlungen des Brüsseler Kongresses wegen der Konstitution von Belgien trat er 1873 als Beauftragter gegen den Antrag auf Canrobert war seit 1879 Mitglied des französischen Senats und gehörte zur konservativen Partei.

M, 29. Januar. Dr. Jünger Congregationsrat verordnet in einem Dekret die sämtlichen Werke Bölas.

Belgrad, 29. Januar. Die türkische Regierung hat nach Meldungen aus Konstantinopel die bulgarischen Forderungen nach Wessophylliden beantwortet, die einer Grenzspalte gleich kommen.

Wegizo, 29. Januar. (Der Kabel über Paris.) Der Ministerpräsident beschloß, den Vertreter Mexikos aus Cuatemala zurückzuberufen und diesem Staats den Krieg zu erklären. Die Zwistigkeiten stammen aus einer Grenzregulierungsfrage her. Am 27. September 1892 wurde ein Vertrag geschlossen, demzufolge jedes Land einen Delegierten zur Feststellung der Grenze abordnete. Diese Arbeiten sind aber nicht vollendet worden, da bezüglich der Zugehörigkeit eines Flusses keine Einigung erzielt werden konnte. Mexiko gab schließlich nach unter der Bedingung, daß Cuatemala keine ähnlichen Ansprüche erheben dürfe. Das ist aber doch seitens des letzteren geschehen.

Washington, 29. Januar. Präsident Cleveland hat an den Kongress eine Botschaft über die Finanzlage gerichtet, in der es heißt, der gefährliche Bankrott der Lage sei, daß 500 Mill. Dollars in Gold einzufließen in Umfassung seien, und daß das Geld beim alsbaldigen Wiederausgabe nach ihrer Einlösung vertere. Diese Botschaft entging dem Schicksal des Goldens. Während des abgelaufenen Jahres seien über 173 Millionen Dollars dem Schatz durch Aufkauf entnommen worden. Eine genügende Goldreserve sei zur Aufrechterhaltung des öffentlichen Kredits not-

wendig. Seine (Cleveland's) Ansicht nach müsse der Schatzsektor ernächtigt werden, genügend Vorrat auszugeben um die Goldreserve zu erhalten, ferner zur Einlösung und definitiven Tilgung der gefällig zahlenden Billes, als auch für die in Gemäßheit des Gesetzes von 1890 zum Einkauf von Silber auszugeben Billes. Diese Vorrat würden nach 50 Jahren in Gold zurückzahlen, nur gegen Gold veräußert und nicht höher als 3 Prozenten sein. Er sei gegen eine neue Emission von Vorrat unter den gegenwärtigen Bedingungen, sei aber bereit, im Kongress an jeder Maßregel mitzuwirken, welche geeignet sei, den Verfall, als wäre das Land nicht im Stande, seine nationalen Verpflichtungen ehestig nachzukommen, zu beugen.

Deutsches Reich.

Gestern Vormittag nahm der Kaiser den Vortrag des Chefs des Gen. Civilinstituts v. Lucanus entgegen und hörte anschließend nach der Vorträge des Staatssekretärs des Reichs-Marineamts, sowie des Chefs des Marinekabinets.

Streichs Tel.-Birr. - Erfährt, - aus zuverlässiger Quelle - zu der Ueberzeugung des japanischen Gesandten, - vordem an den Kaiser: Bei der Ueberzeugung des Ordens sprach der Monarch dem Gesandten Alois seine lebhaften Freude über die Verleihung desselben aus und überreichte dem Ueberbringer selbst das Großkreuz des Roten Adlerordens. Diese Auszeichnung ist eine sehr seltene und hervorragende und dürfte umso mehr Aufsehen erregen, als der japanische Gesandte der einzige unter den an unserem Hofe beglaubigten fremden Diplomaten ist, dem diese Ehre zu Theil geworden ist. Nur der verstorbenen belgische Gesandte, Baron Hofmann, wurde vor Jahren in gleicher Weise ausgezeichnet.

Die Nord. Ill. Jg. - gibt die Meldung eines Verleumdungsfalles wieder, daß die vom Kaiser geführte Armee gedienten fiktiven Vorkämpfer des Kaisers für diejenigen Kompanien des Garde-Infanterie Regts. Garde-Infanterie Regiment bestimmt sind, welche die besten Schießergebnisse aufweisen haben. Gleiche Preise sollen für alle Armeekorps bestimmt werden.

In einem gestern am schwarzen Preite der Universität erscheinenden Anschlag wird mittelst, daß Fürst Bismarck die studentische Subjugation annehmen hat und die Teilnehmer an derselben am 1. April in Friedrichsruh empfangen wird.

Das Fürst Bismarck von jeder ein Gegner der obligatorischen Sonntagsruhe war, ist bekannt; gleichwohl wird es von Interesse sein, zu erfahren, wie der Fürst sich darüber, noch zur Zeit seiner Amtsführung, ausgesprochen hat. Er äußerte sich nämlich in einem Tischgespräch über das Kapitel wie folgt:

Ich bin sonst durchaus nicht gegen die Sonntagsheiligung, im Gegenteil, ich habe als Gutsbesitzer dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute dazu zwingt. Jeder muß wissen, wie er sich am besten unter seinen fünfzig Jahre Leben vorberichtet. ... Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, wie es unrettbar ist, gegen Gottes Gebot, wie der Menschen wegen, die Erholung haben müssen. Das soll freilich nicht vom Staatsstandpunkt, sondern vom humanitären, was auch dem Sonntag-Feiertag und Ernteeier kommen, die richtig sein wollen. Auch dagegen ist nicht zu sagen, daß unsere Bauern in der Ferne, wenn es lange geregnet hat, und es Sonnabend Nachmittags schon Wetter werden will, dann ihr Bau und Korn des Sonntags einbringen. Ich würde es nicht über den Berg bringen, das meinen Vätern, einem im Anstalt, zu unterlegen. Ich selber kann mit das schlaffen, da ich den etwaigen Schaden eines Monatsregens mit anfehen kann."

Die oft gelegentlich Kritik im Reichstagspräsidium wird jetzt doch auch. Es bezieht sich, daß Herr v. Loebe in der Geschäftsordnungs-Kommission nach Ablehnung seiner auf Erweiterung der Disziplinargewalt gerichteten Wünsche die Erklärung abgegeben hat, daß er das Präsidium nicht ablehnen wird, wenn der Reichstag nicht diejenige Erweiterung der Disziplinargewalt beschließt, die zuletzt in dem national-liberalen Antrag formuliert worden ist und als äußerstes Mittel den Ausschluß eines Mitgliedes für die Dauer einer Sitzung durch Mehrheitsbeschluß des Reichstages einschließen will. Auch das persönliche Vertrauen, das Herr v. Loebe von allen Seiten, einschließend der Sozialdemokraten, fund gegeben worden ist, wird an seinem Entschlusse nichts ändern. Er hat auf die Bemerkung, daß er sofort durch Aclamation einstimmig wiedergewählt werden würde, erklärt, daß er keine Wahl mehr annehmen würde.

Stumm contra Wagner. Im 'Volk' veröffentlicht Prof. Dr. Adolf Wagner den Wortlaut des Schreibens, welches er an den 'Kartellträger' des Herrn v. Stumm durch seinen Beauftragten gerichtet hat. In einer langen Begleitklärung dazu führt Prof. Wagner u. A. aus, Geheimrath Prof. v. Kaufmann habe Grund, sich über Zurücksetzung zu beklagen; aber für jene Gegner seien nicht seine 'sozialpolitischen' und nicht einmal seine methodologischen Ansichten in irgend einer Hinsicht der Grund der Stellungnahme gewesen. In der 'V' wird ein Schreiben des Abgeordneten Bepelius, der von Herrn v. Stumm mit der Erledigung der Affäre betraut war, veröffentlicht:

Der von Prof. Wagner gegebene Darstellung des Verhandlungen der Unterhandlungen zwischen Herrn Beauftragten und mir ist ungenügend, daß ich ausdrücklich erklärte, einer Hinzuziehung eines Gegenrichtigen nicht zustimmen zu können, da ein solches Verfahren dem Ehrenkodex widerspricht, ich nicht beabsichtige, die Entscheidung und erklärte Bepelius als abgelehnt, nachdem der Beauftragte des Professor Wagner an dem Verbalte der Entscheidung durch ein Gegenrecht gestellt.

A. Bepelius, Mitglied des Abgeordnetenhaus.

Dazu bemerkt die 'Volk':

„Auf Grund der eigenen, durch vorliegende Erklärung ergründeten Darstellung des Prof. Wagner müssen wir die Behauptung, wonach Prof. Wagner sowohl die Zurücknahme der gegen Herrn v. Stumm-Bepelius gerichteten Forderungen, als dessen Forderung unter nachigen Vorwänden abgelehnt hat, vollkommen unrichtig halten.“

Die Subjekt-Kommission des Reichstages nahm in einer ihrer letzten Sitzungen eine Resolution an, in welcher die verbundenen Regierungen ermahnt wurden, die Bestimmungen der Erklärung zu treffen, daß der erfolgreiche Besuch eines Reichertums die Erhebung zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger in sich fähig."

Nach bevor der Reichstag über diesen Antrag verhandelt konnte, ist gestern folgender Kaiserlicher Erlass erschienen: „Die militärische Ausbildung der Volksschullehrer und die Kandidaten des Volksschulamtes, welche ihre Ausbildung für das Schulamt in vorerwähnter Hinsicht nachgewiesen haben, erhalte ich durch die kaiserliche Ernennung zu einer nur gewöhnlichen alten Dienstzeit für nicht ausreichend gewürdigt, auch ist die Benennung hierdurch von späterer nützlicher Verwendung als Unterrichtsprüfung des Vorrats über den Mein Will, daß die Einweisung mit den Woffen auf einen vollen Jahreskursus ausgedehnt und so gestaltet werde, daß die Deronbildung der Volksschullehrer und Kandidaten des Volksschulamtes so weit als thunlich zu bewerkstelligen Vermögen erfolgt. Ich beauftrage Sie, mir in dieser Hinsicht Vorschläge zu unterbreiten. Berlin, den 27. Januar 1895. Willkür.“

In den Kreislagerminister. Der Kaiser wünscht also jedenfalls, daß eine neue Klasse von Einjährigen geschaffen wird, daß die Volksschullehrer aber mit Hinsicht auf die in der Regel voraussetzende Mittellosigkeit während ihrer Dienstzeit vom Staate unterhalten, aber doch nicht Reserve-Offiziere werden sollen.

Der Reichstag. - verurteilt die anlässlich des Geburtstages des Kaisers erfolgte Verleihung des Roten Adler Ordens zweiter Klasse mit Eichenlaub und der königlichen Krone an den Gesandten bei den westbalkanischen Staaten und den Konsulats, Geheim Legationsrat von Alexander Wagner.

Eine recht merkwürdige Illustration zu dem angeblichen Anwesenheit in der Republik der Regierung bietet eine uns vorliegende amtliche Bekanntmachung der königlichen Eisenbahn-Direktion von Bamberg. Sie lautet: Die am 1. Februar 1895 gelebte gelebte Hofstelle Dietrichs führt vom 1. Februar 1895 ab die Benennung 'Schwalbengasse'. Die Illustration äußert sich bei der in nächster Woche bevorstehenden zweiten Sitzung des Eisenbahn-Stats der Minister Thielien einmal über die Gründe dieser scheinbaren Neuerung.

Der Kaiser und die sozialdemokratische Jugendliteratur. Wir haben schon im vorigen Jhre und auch neuerdings in der letzten Beilage auf die gemeingefährliche sozialdemokratischen Jugendliteratur aufmerksam gemacht. Straflos kann andauernd gegeben nichts gegeben. Das deutsche Volk muß es sich gefallen lassen, wie die Sozialdemokratie systematisch die Jugend verführt. Doch der Kaiser hat die Sache ins Auge gefaßt, er ist aufmerksam geworden auf die giftige Jugendliteratur und hat den Befehl gegeben, daß ihm darüber berichtet werde, ob nach dem Stande der heutigen Verhältnisse nichts gegen diesen Unflug gegeben könne. Wir hoffen aus dieser kaiserlichen Initiative das Beste. Die Jugend muß vor dieser systematischen Verführung gerettet werden. Allein nicht bloß die Druckdrucker der Sozialdemokratie sind verderblich, noch schädlicher wirken die 'rothen' Kinderhefte, die 'rothen' Konfirmationen und die 'rothen' Familienhefte. Auch auf diese Verunreinigungen wird ein besonderes Augenmerk gerichtet werden müssen.

Zuschriftenvorschriften für das neue Reichstagsgebäude hat ein Frankfurter Blatt gemeldet. Da sind zum Vorhinein gekommen: 'Kaiser und Reich', 'Paris Vaterland', 'Dem Vaterland', 'Deutscher Reichstag', 'Heinrich v. Siebel' aber meist, jede Zuschrift an jeder Stelle sei unrichtig. Man hängt an ein Gebäude ein Schild mit Angabe seines Zweckes und Eigentümers überall da, wo es sich, wie bei Dietrichs, Häusern, Kaufhäusern usw. um ein privates Interesse, um Verunsicherung absehender Kunden handelt. Aber Reichstags ist bisher nie Brauch gewesen bei öffentlichen Gebäuden ersten Ranges, Kirchen, Kaufhäusern, Ministerien, Rathhäusern, auch nicht bei den bisherigen Palästen unserer drei Parlamente. In der letzten Bezugnahme hat Heinrich von Siebel entschieden Unrecht, denn eine Reihe von öffentlichen Gebäuden ist mit Inschriften versehen, welche auf den Zweck des Gebäudes hindeuten.

Die Nachricht des Londoner 'Standard' von einer Verlobung der Herzogin Elisa von Württemberg, Tochter der Herzogin Vera, mit dem Erbprinzen Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha wird von dem 'Stuttg. Neuen Tagblatt' für unbegründet erklärt. Dem Reichstags liegt gegenwärtig eine Novelle zur Gewerbeordnung vor, deren Zweck es sein sollte die Hebung des Gewerbebetriebes im Unbezugsen ist. Es wird nicht ausbleiben, daß von den verschiedensten Seiten Erweiterungs- und Organisationsanträge zu der Novelle in Reichstags werden eingebracht werden. Demnach dürfte sich auch solche von hervorzuhebender, grundsätzlicher Bedeutung befinden, und es ist deshalb darüber nach mancher Erörterung besorgt. Ob ein Teil davon Aussicht auf Erfolg hat, steht dahin. Eine Ergänzung der Novelle jedoch, die weder grundsätzlicher Natur ist noch zu großen Diskussionen Veranlassung geben wird, dürfte, wenn sie angezeit würde, wohl lieber auf Ausnahme sowohl Seiten des Reichstages als Seiten der veränderten Verhältnisse nach mancher Erörterung über die Diegelung der Arbeitszeit und Arbeitsverhältnisse der jugendlichen Arbeiter. Man wird sich entsinnen, daß als vor einiger Zeit ein Jahr einhundert im Interesse der jugendlichen Arbeiter die bis dahin am 27. Uhr Morgens zur Arbeit galt...



Bruder Roderich.

[Nachdruck verboten.]

[24] Roman von Carl Ed. Klopfer.

Der Professor mußte im Speisezimmer eine gute halbe Stunde warten, bis seine Frau wieder erſchien.

„Nun“ fragte er mit einem Aehemzug, indem ſich die ganze Bangigkeit ſeiner letzten dreißig Minuten entlud, und trat näher. Die Gattin nickte traurig.

„Es iſt ſo, wie's mir ſeit geſtern ahnte.“

„Iſt ſie krank? Soll ich den Arzt ruſen laſſen?“

„Der kann da nicht helfen, Alterchen. Auch wir können nicht mehr thun, als das Kind recht liebevoll in unſere Mitte nehmen. In der Hauptſache aber muß ſie mit ſich allein fertig werden. Gott gebe, daß es ihr gelinſt! Den redlichen Willen hat ſie dazu. Sie hat mich jetzt gebeten, ſie allein zu laſſen und Dich nach Möglichkeit zu beruhigen.“

„Das gute Kind! Aber wo fehlt's denn eigentlich? Was hat ſie Dir geſagt?“

„Nichts, gar nichts. Sie bringt's nicht über die Lippen. ſie möchte es ſich ja ſelber ableugnen. Aber ich weiß es doch.“

Sie fuhr ſich mit der Linken über die feuchten Augen und zeigte mit der anderen Hand auf das Porträt, das in einem Fauteuil lehnte.

Und als der gute alte Herr noch immer nicht begriff, da hob ſie den Mund zu ſeinem Ohr und flüſterte ein paar Worte.

„O, mein Gott!“ ächzte der Professor mit troſtloſer Gebärde. Dann ſtand das alte Gheparat noch lange da, Arm in Arm, ſchweigend, das kummervolle Auge auf das Bildniß geheftet, das ihnen — graumale Ironie! — ihr Kind in lachender Jugendſchönheit, heiter wie eine Amorette zeigte.

„Nun gehe, Väterchen!“ mahnte Frau Ludmilla endlich. „Wir müſſen unſer Tagewerk wieder aufnehmen und — hoffen. Ein anderes bleibt uns ja nicht übrig.“

„Kann ich ſie nicht ſehen?“

„Neht nicht. Sie könnte es nicht ertragen. Wir müſſen ihr 3 it laſſen. Später will ich mich wieder ins Mittel legen. Keinesfalls dürſte ſie jetzt erfahren, daß Du auch ſchon — Mitwiffer ihres delikaten Geheimniſſes biſt.“

Professor Dönmann nickte und griff nach Hut und Mantel. Beim Abſchied küßte er ſeine getreue Ehehälſte und drückte ihr mit noch mehr Herzlichkeit als ſonſt die Hand. Die Frau verſtand ihn: „Wir werden ſie jetzt mit doppelter Liebe umgeben!“

„Armes Kind! Armes Kind!“ murmelte er im Hinabſteigen der Treppe vor ſich hin.

Er hatte ſich noch nicht weit vom Hauſe entfernt, als er ſehen blieb. Er ſah auf die Uhr.

„Ach was, das akademiſche Viertel iſt doch ſchon überſchritten! Das Kolleg ſoll bleiben, wo es mag. Heute könnte ich ohnedies nicht leſen.“

Damit lenkte er ſeine Schritte in die entgegengeſetzte Richtung — der Wohnung Hünold's zu. Es war ihm nicht ganz klar, was er da wollte. Er gehorchte nur dem Drange, ſich dem Manne gegenüberzuſtellen, ihn — abzufertigen, um ſich das Bewußtſein zu verſchaffen, daß zwifchen ihm und den Seinen keinerlei Beziehungen oder gar Verpflichtungen beſtänden. O Gott! Wie bereute er es jetzt, mit dieſem Menſchen angeknüpft zu haben! Das war eine harte Strafe für die „väterliche Eitelkeit“, deren er ſich ſchuld geben mußte.

Hünold ſei ausgegangen — zum Frühſtück, erklärte der Diener, der dem Professor die Thür öffnete.

„Kann ich ihn erwarten?“ fragte dieſer nach einiger Ueberlegung.

Der Lakai ſuchte die Achſeln, dann fragte er nach dem Namen. Als er dieſen vernommen, ließ er den Professor ins Atelier eintreten.

Der alte Herr fühlte ſich ſehr gedrückt in dieſem luxuriöſen

Gemache, das er zum erſten Male betrat. Er hatte Hünold damals in ſeinem zweiten Atelier, im Akademiegebäude, aufgeſucht.

Indem er im Winterüberzieher auf und ab ging, wurde ihm die Wärme im Zimmer bald unerträglich. Er verſenkte ſich in die Betrachtung einiger indiſcher Baſen, die das Intereſſe des Archäologen in ihm erweckten. Dann wandte er ſich wieder den Bildern zu. Merkwürdig, dachte er ſich, wie ein Menſch in einer ſolchen Umgebung arbeiten kann! Und da begriff er allmählich, wie ſich in dieſen phantaſtiſchen Künſtlerköpfen die Welt ganz anders darſtellen mußte. Es ſchwand auch der Groll, mit dem er hier eingetreten war. Was hatte er denn Hünold auch eigentlich vorzuwerfen? Wenn jemand dieſes böſe Verhängniß heraufbeſchworen hatte, ſo war es ja nur er ſelbſt, der Vater, der das Herz ſeines Kindes nicht beſſer zu behüten verſtanden hatte.

Das Kinn auf die Bruſt ge emmt, blieb er vor einer antiken Biſte ſtehen. Es war die des Ariſtophanes, der ſich mit ſeinem geiſtreichen Lächeln über ſeine Umgebung luſtig macht, über die uralte, niemals auszuſpielende Tragikomödie des Menſchen.

Da trat Hünold ein. Er hatte vom Diener bereits erfahren, mer ihn erwartete. Mit fieberhafter Haſt überſchritt er die Schwelle. Hellys Vater iſt da — mein Gott! was hat das zu bedeuten?

Der Ruf des ahnungsvollen Entſetzens: „Was iſt geſchehen?“ lag ihm ſchon auf den Lippen, da belehrte ihn noch rechtzeitig das Geſicht des ſich umwendenden Profefſors, daß die Anſicht vor einem unbekanntem X vor irgend einer dunklen Kataſtrophe unbegründet ſei.

Sie ſtanden ſich einige Minuten in lautloſer Verlegenheit gegenüber, die beiden Herren Profefſoren.

„Sie ſchrieben uns — von Ihrer baldigen Abreiſe —“ begann endlich Dönmann ſtockend.

„Allerdings, ich werde in den nächſten Tagen . . .“

„Und darum wollte ich mir erlauben, unſere Schuld zu begleichen. — Nein, verzeihen Sie! Es wäre mir lieb, das ſofort ordnen zu können. Ich werde eine Dankanweiſung ausfertigen.“

Damit zog der Profefſor ſein Taſchenbuch aus dem Paletot. Hünold verhinderte ihn, indem er mit beiden Händen nach ſeiner Rechten haſchte.

„Wollen Sie mir nicht das Veranügen gönnen, rein um des künſtleriſchen Intereſſes willen gearbeitet zu haben?“

„Wie?“

„Ich verreiſe, vielleicht im nicht wieder nach Berlin zurückzukehren. Jedenfalls gebente ich mich wieder einem anderen Genre meiner Kunſt zuzuwenden. Da würde es mir eine große Genugthuung ſein, mein leztes Porträt in Freundeshänden zu wiſſen. Um aber wirklich an Freundschaft glauben zu können, müſſen Sie mir geſtatten, daß ich jenes Bild Ihrer Familie als Andenken verehere.“

Profefſor Dönmann machte ſich los. Er war ſehr blaß geworden. Die Augen drangen mit einem vorwurfsvollen Blick durch die ſcharfen Brillengläſer.

„Mein Herr“, ſagte er nach kurzem Schweigen mit leiſer Stimme, in der eine tiefe Bewegung zitterte, „Sie bieten uns da ein Geſchenk, das — das ich nicht annehmen kann.“

„Und warum nicht?“ fragte der Maler mit erheucheltem Gleichmuth.

„O, begreifen Sie denn nicht? Wir wiſſen, was Sie bewog, das Bild mit einemmale ſo raſch zu vollenden. Erlaſſen Sie mir die peinvolle Erörterung eines peinvollen Geſchehniſſes! Wir verſtehen uns auch ſo. Dieſes — Andenken ſoll der unwundene Ausdruck einer — Entſchuldigung ſein.“ Der alte Herr rückte mit bebender Hand an ſeinem Halsſtuch, das ihm die Kehle beengte. Wie das Aufſchluchzen eines nicht mehr zu bezwingenden Schmerzes entjühr ihm der Ruf: „Ein Andenken, das wir vielleicht mit dem Lebensglück unſeres Kindes bezahlen.“

Hünold trat tief aufathmend zurück und fuhr ſich wie ein Verzweifelter mit beiden Händen durch das Haar.

„Mein Gott! Was sagen Sie da?“

Der Professor wandte sich ab, beschämt, daß er sich von seiner Bemerkung so weit hatte hinarbeiten lassen.

„Sprechen wir nicht weiter von diesem Gegenstand,“ rief der Professor schroff heraus und machte eine abwehrende Geste. „Lassen Sie uns zu Ende kommen! — Kennen Sie mir den Preis für das Bild?“

„Glauben Sie wirklich, daß ich das jetzt könnte, nach diesem Geständnis von Ihnen?“ rief Hünold. Mit einem Schritt stand er dem Gelehrten wieder Aug' in Aug' gegenüber. „Ich beschwöre Sie, reden Sie jetzt offen mit mir! Was haben Sie erfahren, und wie haben Sie erfahren?“

Der Professor sah ihn eine Weile forschend an. Sein neuerdings aufgetauchtes Mißtrauen schien wieder zu schwinden.

„Nun, ich glaube an Sie, mein Herr, an Ihren wackeren Charakter. Und da man's Ihnen doch nicht verbergen kann, so will ich Ihnen bestätigen, was Sie sich selbst schon gesagt haben müssen. Sol' der Denker die Rücksichten einer herkömmlichen Subtilität! Vielleicht weiß mir Ihre Welt Erfahrung einen gefunden Rath.“

Und nun erzählte er mit raschen, dünnen Worten die häusliche Szene von heute Morgen.

„Jetzt kein überflüssiges Mitleid und keine nutzlose Sentimentalität“, schloß er, dem Maler die Hand reichend; sein kluges Aefume des Vorgefallenen hatte ihm einen objektiveren Ueberblick und kraftvollere Fassung verliehen. — „Haben Sie einen Gedanken, wie wir da helfend oder wenigstens lindernd eingreifen können?“

Hünold sah lange zu Boden und kämpfte mit sich. Dann waff er den Kopf in den Nacken. Er hatte noch einmal — überwunden. Der Professor hatte ja recht, und er dankte ihm, daß er ihn daran erinnerte, daß überflüssige Sentimentalität vom Uebel sei.

„Glauben Sie wirklich an eine — eine tiefere Wurzel jenes delikaten Triebes?“ war er halb laut hin.

Tönemann zog die Schultern empor und unterdrückte einen Seufzer. „Das wird wohl erst die Folge lehren. Ich will das Kind heute noch mit aller Liebe und Vernunft ins Gebet nehmen, um dem Ding auf den Grund zu kommen. „Allerdings...“ Er kraute sich das schlohweiße Haar auf dem Scheitel, „ich fürchte, ich habe da nicht genug Geschick.“

„Wollen wir eine Kraftkur versuchen?“

Tönemann sah den Maler ängstlich fragend an. Dieser bewahrte eine gezwungene Ruhe.

„Lassen Sie mich selbst mit Fräulein Nelly sprechen.“

„O! — Und glauben Sie...“

„Daß wir uns dadurch mindestens Gewißheit verschaffen. Meine Gegenwart wird sie überraschen. Nach dem Grade, wie

sie sich Zwang auferlegen wird, vermögen wir — das Stadium der kleinen Herzensstörung zu ermessen. Vertrauen Sie mir?“

„Du lieber Himmel, ja! Aber, wenn es sich nun erweisen sollte, daß...? Wenn wir mit diesem gewagten Experiment just das Gegenteil von dem erreichen würden, was wir erreichen wollen...?“

„Wissen wir denn, was wir erzielen wollen?“ entgegnete Hünold mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Vertrauen wir — den Sternen!“

„Mein Herr, ich begreife nicht recht...?“

„Verlassen Sie sich nur auf mich! Wir werden schon das Richtige treffen. — Und nun wollen wir gehen!“

„Wie? Sofort?“

„Gewiß. Warum zaudern, bis ein früherer Entschluß wieder ins Wanken kommt? — Was du vom Augenblicke ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück.“

Es war, als ertheile sich Hünold mit diesem Citat selber eine energische Weisung. Ohne den Professor zum Wort kommen zu lassen, zog er ihn mit sich hinaus. Im Vorzimmer, wo er sich Hut und Ueberrock geben ließ, verbot schon die Gegenwart des Dieners jede weitere Diskussion.

Nelly trat von dem Fenster ihres Stübchens zurück, als an ihre Thür geklopft wurde. Sie hatte lange dagestanden und in den düsteren, von schmutzigem Schneegerinuel starrenden Hof hinabgesehen, thränenlos, mit jener stumpfen Ruhe, die uns nach einem hundentlang wüthenden Leid besällt.

„Hörst du?“ kam es apathisch von ihren Lippen. Sie dachte, es sei wieder die Mutter, die schon mehrmals nach ihr gesehen, und sich jedesmal mit einem trostlosen Kopfschütteln hatte zurückziehen müssen.

Da durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag, als die hohe, schlankte Gestalt desjenigen leibhaftig vor ihr stand, den sie mit aller moralischen Kraft in eine geistige Ferne zu rücken sich bemüht hatte.

Mit beiden Händen fuhr sie sich, an die Schläfen, die unter einem aufwärts jagenden Blutstrom tohten. Jähes Entsetzen und angstvolles Flehen sprachen aus ihrem Blick.

Er näherte sich ihr in überaus discreter Haltung. Jeder Ton seiner tiefen, seelenvollen Stimme athmete Sorggefühl. Sein leuchtendes Auge umschlang förmlich das holde Kokosnügürchen Nellys, das in seiner momentanen Pose, mit dem in jedem Zuge auf's äußerste gespannten Gesicht, den abschlonben Haarmellen und den erhobenen Armen, welche die zurückgefallenen Nermel des schneeigen Morgengewandes bis über die Ellenbogen entblößten, — einen wunderbaren Reiz gewann.

(Fortsetzung folgt.)

Schnee, Schnee, Schnee!

Schneefall überall, weißer, dichter Schnee, der in schweren, breiten Flocken unermüdet sinkt und allmählich die weiten Acker, die Ebenen, die Wälder und Bergeshöhen, die Städte mit ihren Dächern und Thürmen in ein großes, dickes, behagliches Gewand einhüllt und weich Alles befalet. Jetzt ist es schon in den Wald zu gehen und die stillen Wunder der Natur zu bestaunen, welche hier entstanden sind. Jede Fichte, jede Tanne ist ganz beladen mit großen, weißen Blättern von Schnee, wie weiße Tropengewächse und Fächerpalmen sehen sie aus, ganz still stehen sie unter der dichten Last, als hätten sie sich versteckt und eingemummt, um aus ihrem Halbtraum heraus zu lauschen. Lange Eiszapfen hängen von den Zweigen herab, als wären es kristallene Früchte, und wenn man unter die Bäume schaut, wie sie im Walde dicht nebeneinander, von Schnee eingeschnitten sichtschaaren, überall scheinen weiße, wunderliche Grotten, marmorne Hallen, Tropfsteinhöhlen und stille, große, hohe Dome entstanden zu sein, in denen kristallene Leuchter und Ampeln von den Decken herabhängen und ein feierlicher, stummer Gottesdienst unlichtbarer Geister abgehalten wird. Nachts kommt der Mond herauf und wo der Raufrost sich frisch angeeignet hat und der Schnee unberührt ruht, überall scheinen blaublichende Diamanten, grüne Saphire, rothflühende Rubine auf dem Waldboden oder im Acker verstreut, so schillert Alles im weißen Mondlichte, so geheimnißvoll webt ein heimliches Strahlen und Leuchten, ein augenprückendes Glimmern und verstohlenes Schimmern durch die Schneefälle. Bald ist es da, bald ist dort: wie am Himmel oben die Sterne bald grün, bald roth, bald silbergoldig heimlich aufzublitzen scheinen, so scheinen auch im Schnee

überall Perlen verloren zu sein, Perlen und Brillanten, und man glaubt auf einmal sehr reich geworden zu sein, da solche Schätze von kleinen Zwergen verloren scheinen. Schön ist es da im Schlitten durch den Wald zu fahren und alle diese weißen Grotten und Höhlen, in die man im Vorüberfahren schaut, vorüberziehen zu lassen und dies heimliche Blitzen zu spüren. Weit drin im Walde, wo der Mond eine Stelle ganz hell erleuchtet, während Schatten ringsum ist und unbestimmte Lichter zittern, scheint ein Fest gefeiert zu werden von den Unsichtbaren, ein hell erleuchtetes Fest und schöne Säle scheinen dort zu sein. Auf einmal scheint eine ganze Schaar weißgekleideter Mädchen zu kommen, weiße Röcke, weiße Schleier haben sie an und in Reih' und Glied, als ging's zum Frühlingschulfest, marschiren sie vorüber. Was war es denn? Lauter junge, niedere Fichtenstammchen der Kultur, ganz eingehüllt im Schnee, ganz in runden weißen Nöckchen.

Dann wieder kommt ein Stück Meeresstrand, wo lauter weiße Krallen wachsen und die Nistfische ihre Nester gebaut haben in den Korallenzweigen, wo seltsame große Seespinnen und Polypen auf dem Grunde liegen. Alle weiß, Alle wie versteinert, Alle wie eingeschlafen. Wichtig, das war ja die Stelle, wo im Sommer die Heidelbeeren und das Haidekraut weithin nudern, sie haben sich Alle in einen niederen Korallenwald verwandelt. Und dann kommt wieder eine Stelle, wo große, stumme Eismänner mit langen, weißen Birten stehen und aus schwarzen Augen Emen anfaamen, wo vorweltliche Mammuthen und sonderbare riesige Straffen eingeschneit aufragen. Die Bärte, das sind die Bartmoose, die ganz weiß und viel größer geworden scheinen. Und nun kommen wir dahin, wo es heimlich aus der Erde raucht und irgend eine schleichende dunkle Schlange

mit dunkelgrünem, bleichem Leibe zwischen eisigen Blöcken und Trümmern hinkriechen scheint, eine Schlange, die sich bald unter dem Eise in ihre Höhlen verzieht, bald wieder rauchend zum Vordringen kommt. Sie raucht und ihre Schuppen scheinen lei e dabei zu knistern: ist das ein Lindwurm, ist das eine vorweltliche Schlange? Ach nein, es war nur der Waldbach, der schon fast zugefroren ist, unten weiterfließt, bis die schwarze, rauchende Schlange sich dann in die Erde verfrachten hat. Und dann wieder nahen ganz langsam, ganz gespenstisch die weißen Frauen, ein langer Zug von hohen, weißen Frauen, in weißen, langen Hemden mit langen Haaren, und manche schleifen noch ein langes, weißes Bettlaken hinter sich, als seien sie im Nachtwandel und mondlich aus ihren Betten entwichen und hätten sich nun hier im Walde verirrt.

Einmal, als ich ganz allein durch die Döläuer Hajde Nachts im Mondschein ging, frug ich diese weißen Frauen ganz laut: Wer seid Ihr denn, Ihr Frauen in den weißen Hemden mit den weißen Nachthauben und den langen Bettlaken? Sie schwiegen aber ganz still und nur Eine schüttelte sich, weil oben ein Wind ging und warf mich ganz voll Schnee, und da erschrak ich und es war mir gerade, als verwickelte ich mich mit meinen Füßen in das Bettlaken, das vor ihren Füßen schleifte, und so verwickelt fiel ich hin in ein weiches Federbett. Und wie ich weitergehen wollte, wurde das Federbett immer tiefer und immer weicher, und immer mehr von diesen weißen Laken lagen da, in die ich mich verwickelte, sodas ich stolperte und zuletzt gar nicht mehr herauskam. Und dabei wurde ich so müde und wollte gern einschlafen und hatte doch auch wieder große Angst, und es wurde höchste Zeit, daß ich aus meiner Verirrung heraus auf die Straße kam. Denn die weißen Frauen werfen diese Bettlaken mit Absicht aus, daß man sich darin verwickeln muß; in ihrer Mondlicht gehen sie auf die Männerjaad und machen ihre weißen Hochzeitsbetten gerecht, und wer sich darin verwickelt in ihre Hüften und Laken und weißen Decken, den halten sie dann gefangen, kommen zu ihm, und wenn sie ihre Brautnacht mit ihm gefeiert haben, dann wacht er niemals wieder auf. Das sind die weißen Schnee- oder Wehfrauen mit den langen, schleppenden weißen Gewändern; Männern sind sie schrecklich, Frauen weniger, weil Frauen überhaupt nicht Nachts in die Wälder gehen. Es sind die Töchter der Frau Holle, die einen Fluch über solche Frauen gethan hat, die nicht mehr an sie glauben wollen.

Darum rächen sich ihre Töchter, indem sie die weißen Linnen auswerfen, um darinnen die Männer zu fischen, denn sie gehören zu jenen emanzipirten Damen, die da glauben, ohne Männer lieben u können, und Mitle für alte Jungfern ohne Mithilfe der Männer schaffen wollen. Alle diese Frauen, die so emanzipirt und männerfeindlich sind, müssen in Winternächten im Geinde aus ihren Betten, und ohne daß sie wissen, stehen sie mondlich und männerfuchtig da, denn da der Mond ein Mann ist, so ist Mondlicht und Männerfucht dasselbe. Alle müssen zu verführerischen Töchtern der Frau Holle werden und arme nächtliche Wanderer fischen, und in den Sälen, welche drinnen im Walde der Mond erleuchtet, in den Hallen und den weißen Grotten feiern sie dann ihre Hochzeitsorgien, und am anderen Tage liegen die Männer todt und auf ewig eingeschlafen im Schnee. Die weißen Frauen aber sind in lange hohe Fichtenstämme verwandelt und müssen nun immer ein hacheliges Gewand tragen, weil sie selbst so stachelig waren, und weil sie nicht mehr nähen und Strümpfe stricken wollten müssen sie ein Kleid von lauter Nadeln tragen, daß Niemand sie mehr anrühren mag. Und von Holz müssen sie außerdem noch sein, weil sie schon von Haus aus hölzern waren. Ja, das sind die Töchter der Frau Holle, welche ihre Federbetten ausschüttete und einst die Mutter aller Mütter war, Frau Holle, welche aus dem Hollenteich alle die lieben kleinen Kinderchen mitbrachte und welche so fleißig im Spinnen war. Denn schon die alten Strythen, welche am Kaspiischen Meere und am Schwarzen Meere wohnten, benannten den Schnee als Federn, Federn über Federn fielen vom Himmel, damit man darein die lieben Kinderchen einbetten konnte, welche Frau Holle brachte, die so fleißig spinn.

Und was diese alten Strythen und Eskoloten, diese Schaalmänner um Fünfhundert vor Christus in den weiten Ebenen Südrusslands glaubten, was diese blonden und blauäugigen Beduinen vom Schnee sagten, daß es Federn wären, das sagten die alten Schotten und Nieten auch noch, als sie viele Jahrhunderte später zu Christi Zeiten nach Irland, Schottland und England gekommen waren. Und wir sagen es auch noch, wenn wir durch solchen altberühmten Schnee wandern, durch den unsere Vorfahren schon in Asien und am Kaspiischen Meere

zogen, und noch immer, erscheinen uns die Federn der Frau Holle als die lieben alten Federn, als die lieben alten weißen Damen, in die gute Mütterchen ihre braven Kinderchen einwickeln sollen, wenn sie die echten Töchter der Frau Holle sein wollen. Solche Mütter werden nicht verzaubert in jene nächtlichen weihen Frauen, welche Männer fischen und sie dann todt im Schnee liegen lassen; aber alle Diejenigen, welche behaupten, daß eine Frau, die geistige Werke schafft, mehr thut für die Mensch eit, als eine solche, die als fromme Verehrerin der Frau Holle sich ein Kindlein aus dem Hollenteich wünscht, all diese Frauen müssen in Winternächten als die verwünschten Töchter der Frau Holle in den Schnee hinaus und in ihren weißen Hemden tanzen. Denn wer nicht Spinnen kann, der kann auch keine großen geistigen Werke schaffen, wer nicht spinnst, der denkt nicht, wer nicht spinnst, der dichtet nicht, und, ob Männlein oder Weiblein, wer's nicht mit Frau Holle hält und an den Hollenteich glaubt, der geistige und körperliche Kinder erziehen im Schnee und müssen mit den Zähnen klappen, während die echten Hollenkinder auch so schöne Träume haben, wie wir soeben erzählten.

Eine weiße Kaffernkönigin.

(Mitteltheil von einem Hamburger.)

Als Besitzer einer Trading-Station in Madjadjaland, (im nördlichen Transvaal) war mir die Gelegenheit gegeben, mit dem bis jetzt nur wenig bekannten Volke der Madjadje in Berührung zu treten. Das Interesse, das dieses als Regenmacher und Zauberer weit über die Grenzen des Zambesi hinaus bekannte und gefürchtete Volk unstreitig verdient, dürfte sich vielleicht um ein bedeutendes erhöhen, wenn man erfährt, daß nach Aussagen der Kaffern die Königin der Madjadje eine Weiße ist, eine Angabe, die die längste Zeit hindurch selbst unter den weißen Ansiedlern des Landes keinen rechten Glauben fand, die indessen, wie ich jetzt durch Augenschein bestätigen kann, thatsächlich auf Wahrheit beruht.

Die alte Madjadjekönigin, die, wie die Kaffern behaupten, ewig lebt, ist nach meiner Berechnung wenigstens 100 Jahre alt, für Kaffern ein sehr hohes Alter, da dieselben in der Regel in verhältnismäßig jungen Jahren sterben. Sie ist wahrscheinlich ein Kind weißer Eltern, durch Schiffbruch vielleicht an die afrikanische Küste verschlagen und durch Küstenbewohner an die Maichonas verkauft. Es läßt sich natürlich denken, daß ein helles oder sehr hellfarbiges Mädchen großes Aufsehen unter den Kaffern erregte, da dieselben damals noch kaum oder gar nicht mit Weißen in Berührung gekommen waren.

Veranwandelt und durch Farbe und höhere Intelligenz sich vor allen Kaffern, mit denen sie gro; geworden oder in Berührung kam, sich auszeichnend, verstand sie es wahrscheinlich, nach und nach großen Einfluß auf die Madjadjes auszuüben.

Es ist auch wohl ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß dieselben Maichonaland verließen und nach dem Transvaal zogen, wo sie sich zwischen dem großen und kleinen Letabafluß niederließen und augenblicklich der Transvaal-Regierung viel zu schaffen machten.

Es ist nun leicht erklärlich, daß, als das Volk der Madjadjes aus Maichonaland nach dem Transvaal kam mit einer weißen Königin und dem hier wohnenden Stamm mittheilte, daß die hohe Frau weder Vater noch Mutter habe, ohne Anfang und ohne Ende sei, die abergläubischen Kaffern mit Furcht und Schrecken erfüllt wurden und sich willens dem Einfluß der Eingewanderten unterwarfen. Die Königin, die eine scharfe und intelligente Beobachterin der Naturerscheinungen zu sein scheint, lernte die verschiedenen Anzeichen, die auf Regen deuten, verstehen und dem Volk prophezeien und wurde dadurch bei demselben als „Regenmacher“ berühmt, das einflußreichste Amt bei den Kaffern, deren Existenz auf Ackerbau beruht, und natürlich bald im ganzen Lande bekannt wurde. Auch ist es ihr wohl ab und zu gelungen, Regen außerhalb der Regenzeit rechtzeitig zu prophezeien.

Selbstverständlich wollte der Kaffer nur immer Regen außer der Regenzeit haben, was sie mit dem Vorwand verweigerte, daß sie unzufrieden mit dem Bittsteller sei. — Kam nun zufälligerweise doch Regen, so theilte sie dem Volke mit, daß sie Gnade vor Recht ergehen lasse und diesesmal nicht strafen wolle.

Der Platz, wo sie den Regen macht, ist etwa 3 Meilen von dem Hauptort entfernt und heißt: „Der Zauberwald“.

Ihr zur Seite steht als Rathgeber, quasi Reichstanzler, ein alter Mann Namens Majakalala, der mit seinen anderen Würden

auch das Amt eines Senfers verbindet. Gehülften hat er nicht; und ist er genöthigt, einen Verurtheilten zu tödten, so bindet er denselben mit den Füßen an einen Baum, legt ihm einen Strick um den Hals und zieht s. lange daran, bis der Verbrecher todt ist. Der Leichnam bleibt den Raubthieren. —

Als ich mich unter den Madjadies niederließ, begab ich mich eines Tages zum Kraal der Königin, um eine Audienz zu erlangen und mit eigenen Augen zu sehen, wie weit sich die Erzählung von der „weißen Frau“ bewahrheitete. — Beim Eingang in den Ort, unter einem großen Mahonfabbaum, wurde mir ein Stuhl angeboten. Hier mußte ich warten, bis die Indunas (Rathgeber) zurückkamen, und man nöthigte mich, in die Hütte zu kommen. — Ich hatte einen sechsläufigen Revolver bei mir, denn man kann den Kaffern niemals trauen.

In der Hütte befanden sich fünf Indunas.

Endlich hörten wir Geschrei von Kaffernfrauen, und da ich die außerhalb der Hütte sitzenden Kaffern scharf beobachtete, sah ich, daß sie sich sämmtlich entkleideten, wenn man sich so ausdrücken kann, da sie überhaupt nur eine Decke als Kleidungsstück besitzen, viele auch dies nicht einmal. — Sie warfen sich auf die Erde und klatschten in die Hände; auch die Indunas in der Hütte hatten sich in der Zwischenzeit entkleidet. Das Geschrei der Frauen dauerte ununterbrochen fort. Da sah ich die älteste Frau unter den Madjadies in die Hütte kommen, gefolgt von zwei anderen Frauen, und dann kam die Madjadies-Königin, von drei anderen alten Frauen getragen.

Alle Indunas lagen auf dem Angesicht und riefen: „Die Mutter, die Mutter, die Sonne, die ewig lebt, die Königin der Welt, die Mutter des Regens, die Mutter, die Mutter.“ Als die Frauen die Königin niedergelegt, sagte die alte Frau, die zuerst die Hütte betreten: „Dies ist unsere Königin!“

Darauf erhoben sich sämmtliche Indunas. Ich ging auf die Königin zu, bemerkte aber, daß sie so schwach sei, daß eine andere Frau ihr beispringen mußte, als sie mir ihre Hand reichen wollte, da sie allein unermügend war, ihre Hand zu heben. Da saß nun die „Mutter der Sonne“, zusammengekauert unter einer Decke, eine rothe Zipselmütze auf dem kahlgeschorenen, wie ein Spiegel glänzenden Kopf. Um den Hals eine Schmir aus Menschenknochen, die ihr als Zaubermittel dienen. Sie hat eine lange, spitze, wenig gekrümmte Nase, länglich ovales Gesicht, dünne Lippen, blaue Augen und weiße Hautfarbe. Sie spricht die Basutoisprache. Sie habe nie zuvor einen weißen Mann gesehen, theilte sie mir mit, doch ist dies wenig wahrscheinlich. Die Audienz dauerte etwa 10 Minuten, dann wurde sie unter denselben Zeremonien wieder hinausgetragen, mit denen sie gekommen war. — Die Königin ist verheirathet und hält sich Frauen oder vielmehr Sklavinnen, die für sie arbeiten müssen. Alljährlich empfängt sie von verschiedenen Häuptlingen werthvolle Geschenke an Elfenbein, Straußfedern, Vieh u. s. w., um sie als Regenmacherin nicht zu erzürnen, damit ihre Ländereien von Dürre verschont bleiben. Woher die Königin gekommen, bleibt Vermuthung; eine wunderbare Erscheinung ist es jedenfalls, eine weiße Frau als Königin unter Kaffern zu finden, gleich einer zweiten Königin von Scheba. Königin Madjadies soll übrigens mit der von der Schriftstellerin Rider Haggard geschilderten Rider Haggard geschilderten „Great She“ identisch sein.

Allerlei.

Lustiges von Felix Faure. Auf alle Fälle wird der neue Präsident von Frankreich, Herr Faure, gut thun, sich auf Angriffe und Feindseligkeiten vorzubereiten. Wenn man dem Spassvogel Alfred Capus Glauben schenken darf, hat sich Herr Felix Faure schon in sinnreicher Weise darauf trainirt. Hierüber erzählt Capus: „Am sich an die Bekleidungen zu gewöhnen, mit denen, einer alten französischen Gewohnheit gemäß, der Staatschef überschüttet werden muß, hat Herr Felix Faure einen Beamten ernannt, der damit betraut ist, ihm jeden Morgen beim Aufstehen unangenehme Dinge zu sagen. Am ersten Tage seiner Präsidentschaft hörte Felix Faure im Augenblick, wo er sich in sein Toilettenzimmer begab, eine starke Stimme, die ihm in's Ohr schrie: „So geh' doch, Du alter Negerverkäufer!“ Der Präsident war im ersten Augenblick übertraub, drehte sich um und rumsetzte die Augenbrauen; bald aber sah er ein respektvolles und lächelndes Antlitz vor sich, das murmelte: „Der Herr Präsident vergißt hoffentlich nicht, daß er ein Sklavenhändler vom Kongo ist, wie die meisten ehemaligen Herber, und daß er die französischen Kolonien ruiniert hat?“ — „Ich dachte nicht mehr daran“, erwiderte Herr Faure, „schönen Dank!“ Am zweiten Tag wurde Herr Felix Faure aus seinem Schlummer geweckt durch einen Schwall von heftigen

Worten, die aus dem seinem Schlafzimmer benachbarten Gemache zu kommen schienen. Er neigte das Ohr nach der Richtung und vernahm folgende Worte, die mit einer Stimme gesprochen wurden, welche die des großen sozialistischen Redners Jaures nachahmen streckte: „Ja wohl, Bürger, dort ist der Tyrann! Er schläft in einem Bett von Seiden und Purpur; und mit dem Grinsen eines vollgefressenen Raubthieres denkt er daran, daß Millionen Menschen nur die Pfastersteine des Trottoirs haben, um ihre von Mädiakiet gebrochenen Glieder ausruben zu können, und das erhöht noch die Wollust, die der Tyrann verspürt, indem er sich in Purpur und Spitzen wälzt.“ — „Sehr gut! Ausgezeichnet!“ sagte Herr Felix Faure und steckte seine Beine aus dem präsidialischen Bette heraus. „Ich gewöhne mich allmählich daran. Heute gehts schon besser, als gestern. In acht Tagen werde ich es gar nicht mehr entbehren können.“ Er rief den Beamten herbei, der mit so viel Takt dieses schwierige Amt ausfüllte, und beglückwünschte ihn auf das Wärmste. „Von heute an begründe ich im Glosse das Amt eines Großbeleidigers, und ich erenne Sie offiziell zum Träger desselben. Fahren Sie nur so fort!“

„**Er hat Schwein!**“ Dieser im gewöhnlichen Leben viel gebrauchte, so viel wie „Er hat Glüd“ bedeutende Ausdruck hat seinen Ursprung wahrlich in den altdeutschen Schützenfesten. Die Preise für die beiden Schügen waren oft Ziere, so war im Jahre 1400 in München ein stattlicher Widder „das Beise“, 1433 zu Nürnberg ein Pferd mit rother Decke der erste Preis. Der letzte Preis bestand meistens in einem Schwein oder vielmehr in einem Schweinechen, das der Brischmeister unter vielen spöttischen Glückwünschen überreichte. Als dann später die Preise nur noch in Geld oder Kleinodien bestanden, behielt in den Gewinnerrechnungen der letzte Preis doch immer den Namen, „die Sam.“ Allerdings konnte man die Sache auch aus dem Kartenspiel erklären, wo das Aß noch in vielen Gegenden „Sau“ heißt. Wer die höchste Karte im Spiel öfters bekommt, hat je nach der üblichen Redeweise „Sauglud“ oder gar „Sau-Schwein.“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Proschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Ein Sammelpunkt der hervorragendsten wissenschaftlichen Werke des Auslandes** war und ist die bekannte Halbmonatschrift „**Uns fremden Jungen**“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die soeben einen neuen, ihren fünften Jahrgang beginnt. Wenn eine Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, aus den ausländischen, erzählenden Literaturen nur das Beste und Neue zu bringen, den fünften Jahrgang erreicht, so darf man ihr aufrichtig Glück wünschen, denn belanlich findet das Gute, zumal wenn es neu ist, nirgends so selten eine fründliche Aufnahme als auf dem Gebiete der Literatur. Auch „**Uns fremden Jungen**“ hat es nicht an Aufmerksamkeit gelehrt, aber die anerkennenden Stimmen haben sich von Jahr zu Jahr gemehrt; in die doch von einigen der hervorragendsten kritischen Mütter sogar „die beste der erzählenden deutschen Zeitschriften“ genannt worden! Der neue Jahrgang beginnt mit den drei großen Romanen: „**Madame Chrysanthème**“ von Pierre Loti, ein ebenso unterhaltendes als liebenswürdiges Lebensbild aus Japan, das bei den augenblicklichen Vorgängen in Ostasien besonders interessieren wird — „**Basilik Porfin**“ von B. Boborskin, das hervorragende Werk eines der geistvollsten russischen Erzähler, mit frappirenden Streiflichtern auf die Kulturzustände im modernen Carenreich, und „**Tek**“ von Thomas Hardy, das anerkannte Meistwerk der modernen realistischen Erzählungskunst Englands. An diese werden sich später die neuesten Romane von Alphonse Daudet, „**Die kleine Kirche**“ und Emile Zolas, „**Kom**“ anschließen. Außer den Anfängen der erigenannten drei großen Romane finden wir in dem uns vorliegenden ersten Heft die kleinere Erzählung „**Ein Frühlingstraum**“ von Geitur Pálsson, eine knorrige, originelle Skizze aus Island und im Feuilleton den Aufsatz „**Selbstmord aus Liebe**“ von Geiare Lombroso, so wie einen biographischen Artikel über B. D. No orglin. So tritt auch der neue Jahrgang mit Glück in die Fußstapfen seiner Vorgänger und wird fortfahren, für einen sehr billigen Preis (50 Pfennig pro Heft) die besten ausländischen Romane und Novellen dem deutschen Volke in guten Uebersetzungen zu verdommetzen. Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht zu haben.

— **Uebersetzung.** Das Uebersetzungsproblem, das seit fast einem Jahrtausend ängstliche Gemüther beschäftigt, beleuchtet Alexander Tille im **2. Heft** von „**Nord und Süd**“ sowohl von der nationalökonomischen wie von der naturwissenschaftlichen Seite. Das Januarheft von **Nord und Süd** enthält ferner: „**Die Ruthe**“ Eine bedenkliche Vorschichte von Richard Dehmel; „**Eine edle Mutter**“ von Helen Zimmern; „**Die Landwirtschaft und das Agrarrecht**“ von Ludwig Fuld; „**Auf der Jagd nach der Gesundheit**“ von Gerhard von Arnim; „**Der Sagenkreis vom geprellten Turm** im Zusammenhang mit dem christlichen Doama von der Verödung der ersten Jahrhunderte und dem altgermanischen Götterglauben“, und das vor Kurzem erfolgreich über die Bühne gegangene dreiaktige Schauspiel „**Wahlhüter der Menschheit**“ von Felix Philippi, dessen Portrait in vorzüglicher Madirung dem Heft beigegeben ist.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Gebensleben. — Rotationsdruck und Verlag von Otto Ibiels in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.